

setzt“ werde. Rezensent fragt: Kann man das? Das Bändchen gibt mit den Beiträgen informative Anstöße zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema, wobei die Beiträge von Stolina und Rosenau sicher von besonderem Interesse sind. Aber was man unter „Protestantismus“ und vor allem „protestantischer Mystik“ verstehen soll, weiß Rez. auch nach der Lektüre der Beiträge nicht.

Karl-Hermann Kandler

Johannes Block, Verstehen durch Musik: Das gesungene Wort in der Theologie. Ein hermeneutischer Beitrag zur Hymnologie am Beispiel Martin Luthers, Mainzer hymnologische Studien Bd.6, Francke Verlag, Tübingen und Basel 2002, ISBN 3-7720-2916-7, 244 S., 48,- €.

Dem Buch liegt die Dissertation des Autors an der Universität Heidelberg zugrunde, in der sich die Disziplinen Hermeneutik und Hymnologie kreuzen. Die Grundfrage lautet, inwiefern das gesungene Wort ein Ort ist, an dem theologisches Verstehen als ein personales Ergehen lebendig und leibhaft wird. Ausgangspunkt ist der Wandel von der historisch-kritischen Hermeneutik zu einer existenzial-theologischen Hermeneutik. In Anlehnung an ein Wort Gerhard Ebelings spricht schon der Titel des Buches sein Ziel an: Über ein Verstehen von Musik hinaus zu einem Verstehen durch Musik zu gelangen. In drei Teilen wird dies vom Autor ausgeführt.

Der erste Hauptteil führt die beiden Disziplinen, Hymnologie und Hermeneutik, zusammen. Zunächst wird der Aufbruch der Hymnologie aus der historisch-kritischen Forschung geschildert. So hat die neuere hymnologische Forschung entdeckt, daß erst singend der Glaube in seinem Element ist, nämlich im Element des Evangeliums. Dies wird zurückgeführt auf die Reformation, deren Anliegen es war, das Wort Gottes zu treiben, zu üben und in Schwang zu bringen. Es wird verstärkt durch den musikgeschichtlichen Umbruch, daß die *musica* nicht länger als Kunst des Quadriviums (Arithmetik, Geometrie und Astronomie neben der Musik), sondern nun eine Kunst unter dem Einfluß des Triviums ist (Rhetorik, Grammatik, Dialektik). Die Musik ist also schon hier als wortverwandte, ansprechende Bewegungsmacht zu verstehen.

An dieser Stelle wird nun immer wieder betont, daß der Beitrag der Reformation zwar am Beispiel Martin Luthers gewonnen wird, allerdings in ökumenischer Weite aufzufassen sei. So könne „die scheinbar bloß konfessionelle Figur Martin Luther zu einem ökumenischen Exempel werden“ (S.15). Wird diese Aussage darauf bezogen, daß die Aussage „christlicher Glaube ist gesungener Glaube“ der ganzen Kirche gilt, so kann dem zugestimmt werden. Die reformatorische Theologie erhebt ökumenischen Anspruch. Eine Verkürzung stellt es allerdings dar, wenn übergangen wird, daß es gerade die lutherische Konfession und eben nicht die reformierte oder römisch-katholische gewesen ist, die diese Erkenntnis theologisch verankert und praktisch in die Tat

umgesetzt hat. Kennzeichen lutherischer Konfessionalität ist die singende Gemeinde. Natürlich ist zu begrüßen, daß dies von anderen Konfessionen inzwischen übernommen wurde. Es wird aber immer wieder neu nach der Verankerung im Grundsätzlichen der Theologie zu fragen sein. Hier zeigt gerade der Abschnitt über das „Singen und Sagen“ bei Luther wie das fleischgewordene Wort auch mit fleischernen Worten gelobt sein will. In diesem Sinne sind Form und Inhalt miteinander verbunden und können nicht auseinandergerissen werden. Hier liegt m.E. ein innerer Widerspruch in den Ausführungen von Johannes Block vor. Gerade weil das Singen und Sagen eine „dem Evangelium auf den Leib zugeschnittene Form seiner Erscheinungsweise“ ist, kann nicht gelten, was Block nur eine Seite weiter ausführt: „Obwohl die Glaubenslehre auseinanderführt, vermag die Glaubensübung unter Musik und Gesang zusammenzuführen“ (S.27).

An dieser Stelle ist eine grundlegende Kritik anzubringen. Geht es dem Autor gerade darum, die Trennung von Subjekt und Objekt zu überwinden und vielmehr das Wort im Gesang als „Subjekt der Verstehensbewegung“ aufzuweisen, das den Menschen auslegt, so ist dieser Vorgang doch nicht abstrakt zu fassen, sondern auf das fleischgewordene Wort, nämlich Christus selbst zu gründen. Daher kann die Gestalt nicht vom Gehalt des Wortes getrennt werden. Die reformatorische Hermeneutik läßt sich nicht als Verstehensvorgang fassen, abgesehen von seinem Inhalt, sondern sie führt aus der Fülle des Wortes als Anspruch und Zuspruch in die Gegenwart des auferstandenen Christus. Letztendlich soll durch das Singen und Sagen nichts anderes geschehen als die Rechtfertigung des Sünders.

Dieses Ziel kommt zwar immer wieder einmal in den Blick; entschwindet aber auch wieder, indem das Wortgeschehen von seinem Inhalt abstrahiert wird. So wird zwar in erhellender Weise Luthers Wortbegriff, sein Musikverstehen und seine Musikkritik dargestellt. Dieser Abschnitt wird mit einem Zitat von Vilmos Vajta beendet: „Das Wort kann nicht von einem Punkt außerhalb des Wortes her betrachtet werden... Wenn Luther den Wunsch ausdrückt, das Wort möchte im Gottesdienst wieder ‚ym schwang‘ gehen, so schließt das in sich, daß Christi Kampf durch das Wort auch den Gottesdienst prägen soll.“ Es bleibt dann aber nicht zu verstehen, warum Block das von Christus und seinem Kampf her gefüllte Wort entleert und auf die Person des Hörenden hin umbiegt: „Erst am Ausleger zeigt sich, was der Glaube und was das Wort ist und wirkt. Solch ein Glaubens- und Wortverstehen sieht nicht ab von der Person des Verstehenden“ (S.68).

Ist der Aufweis zwar richtig, daß „die historisch-kritisch arbeitende Hymnologie hermeneutisch einseitig bleibt“ (S.69), so genügt es nicht, dem „das gesungene Wort als Subjekt des Verstehens“ entgegenzustellen. Wird dieses Wort nicht inhaltlich mit Jesus Christus identifiziert, bleibt auch diese Hermeneutik einseitig. Dem Fragen nach der Konjunktion, nach dem Treffpunkt von Hymnologie und Hermeneutik, von Singen und Verstehen ist nicht allein mit

dem „gesungenen Wort“ zu begegnen. Nicht ein hermeneutischer Raum ist zu öffnen, sondern das in diesen Raum ergehende konkrete, inhaltliche Wort, das fleischgewordene Wort, das Christus ist, dies ist zu singen und zu sagen.

Der zweite Hauptteil stellt das Phänomen des gesungenen Wortes in den Mittelpunkt, das am Ort des Psalters aufgesucht wird. Luthers Schriftverstehen wird anhand des Umgangs mit dem Psalter verdeutlicht. Dabei wird ein Schwerpunkt auf den Psalter als Ort des Hörens und als Ort der Affekte gelegt. Unter dem gesungenen Wort vollzieht sich ein Bewegtwerden des Auslegers und ein Zu-Herzen-Gehen des Psalmgehalts.

Der letzte Hauptteil versucht eine hermeneutische Hymnologie zu entwerfen. Die erarbeiteten historischen und hermeneutischen Grundlagen werden auf das Verhältnis von Hymnologie und Hermeneutik bezogen und mit der Praktischen Theologie und dem Gottesdienst in Beziehung gesetzt.

Dabei kommt der Hermeneutik in der Hymnologie die Aufgabe zu, der Wirkungsmächtigkeit des gesungenen Wortes nachzugehen. Es wird Wert gelegt auf die Korrespondenz von Sinngehalt und Sinngestalt unter Gesang und Musik. Die dem gesungenen Wort angemessene Verstehensmethode geht von einer Verstehensbewegung aus, die das gesungene Wort als gebendes Wort und den Ausleger als empfangenden Hörer ernst nimmt. Der Horizont einer solchen hermeneutischen Theologie wird wie folgt umschrieben: Es geht darum, „ob der Mensch im Ergreifen von Sprache, im Sprechen, sich als Autor seines Seins versteht; oder ob der Mensch von Sprache ergriffen, im Hören, seine Autorschaft preisgibt um eines ursprünglichen Seins willen, das ihm zuvor- und zugrundeliegt und im Angesprochenensein durch Sprache erscheint“ (S.218).

Was hier in abstrakter Form, nämlich vom Inhalt, Jesus Christus, losgelöst, formuliert ist, ist recht verstanden allerdings eine immens wichtige Anfrage an die heutige Theologie und Hermeneutik. Wird doch immerhin andeutungsweise auf den letzten Seiten des Buches darauf hingewiesen, daß der dichteste Kreuzpunkt dieser Relationalität „mit Christus bezeichnet“ ist (S.220), ja „daß das gesungene Wort eine Verstehensbewegung ist, die den biblischen Sachgehalt auszutragen vermag“, die theologisch gesprochen Rechtfertigung des Sünders heißt. Wird die hier ausgeführte existentielle Hermeneutik auf Christus gegründet (also das konkrete Sein des auferstandenen Jesus Christus in den Blick genommen), dann steht man im Zentrum des Evangeliums: „Im Zugleich des Wortes als Gesang (vox) und des Gesanges als Wort (verbum) liegt die Situation des Wortes als eines verbum efficax (wirksames Wort). Das gesungene Wort ist Situation eines Verstehens, das zugleich ein Ergehen am Ausleger ist. Im Zugleich des Wortes als Gesang (signum) und des Gesanges als Wort (res) liegen Gestalt und Gehalt der Theologie ineinander“ (S.221). Mit schlichteren Worten gesagt: Im Singen und Sagen des Evangeliums vollzieht sich die Rechtfertigung des Sünders! Das als Grundstruktur unseres Verstehens und der ganzen Theologie zu entdecken, dem kann vielleicht das „gesungene Wort“ in elementarer Weise dienen. In diesem Sinn ist dem Buch eine weite Verbreitung

zu wünschen, insbesondere dort, wo man immer noch in historisch-kritischer Weise der Scheidekunst zwischen Gehalt und Gestalt nachgeht.

Andreas Eisen

Hans Apel, Volkskirche ohne Volk. Der Niedergang der Landeskirchen, Brunnen Verlag, Gießen-Basel 2003, ISBN 3-7655-1845-X, 224 S., 14,95 €.

Der ehemalige Bundesverteidigungsminister Hans Apel (SPD), Jahrgang 1932, 1999 aus der Nordelbischen Landeskirche aus- und in die SELK eingetreten, legt ein schwieriges Buch vor.

In elf Hauptkapiteln beschreibt er aus der Perspektive eigenen Erlebens, vor allem aber unter Verwendung von EKD-Texten, Kirchenstatistiken und Umfrageergebnissen den theologisch-ethischen Niedergang der deutschen Landeskirchen. Inhaltliche Schwerpunkte setzt er bei der feministischen Theologie, der Ehe und „anderen Partnerschaften“, dem modernen Pfarrerbild in Selbst- und Fremdwahrnehmung, aber auch beim Verhältnis von Kirche und Staat, bei der Frage der Kirchenfinanzierung, der Friedenspolitik und der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Für Apel geht es in der Kirche um die Grundentscheidung: „Soll die Bindung an die Bibel in Fragen des Glaubens und der Lebensführung die Basis für den Weg der Kirche sein, oder soll die selektive Textauswahl und die individuelle Interpretation und damit die Pluralisierung unserer Glaubensbasis an ihre Stelle treten?“ (S.79) Apel ist der Überzeugung, daß diese Grundentscheidung in der EKD längst getroffen sei. Die Eindeutigkeit des Bekenntnisses der Landeskirchen sei „nur auf dem Papier gegeben“, die Ordinationsverpflichtung der Pfarrer auf die jeweiligen Bekenntnisse seien „nur noch historischer Schnick-Schnack“ (S.85), ansonsten sei „der Pluralismus in der heutigen Volkskirche in ethischen und theologischen Fragen nahezu grenzenlos“ (S.80). Historisch legt Apel den Beginn dieser Geschichte des Niedergangs in die Zeit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wobei er der römischen Kirche bescheinigt, daß sie im Unterschied zu den „protestantischen Kirchen“ (S.77) diesen Prozeß unter Kontrolle halten konnte.

Diesen, freilich nicht neuen Erkenntnissen kann man sicher zustimmen. Apels Kritik am Zustand der EKD und ihrer Gliedkirchen, plastisch und drastisch an einer Fülle von Einzelbeispielen veranschaulicht, ist nicht aus der Luft gegriffen und beschreibt zumindest *auch* eine erfahrbare Wirklichkeit der Volkskirche.

Schwierig ist das Buch dennoch: Apel beschreibt, manchmal zutreffend, manchmal sehr einseitig, setzt zur kritischen Analyse an und bleibt dann vielfach in unbeantworteten Fragen stecken, wo der Leser Antworten und Perspektiven erhofft. In einem „Epilog“ möchte Apel dieses offenbar auch von ihm selbst erkannte Defizit ausgleichen, kommt aber auch in seinem „10-